

156

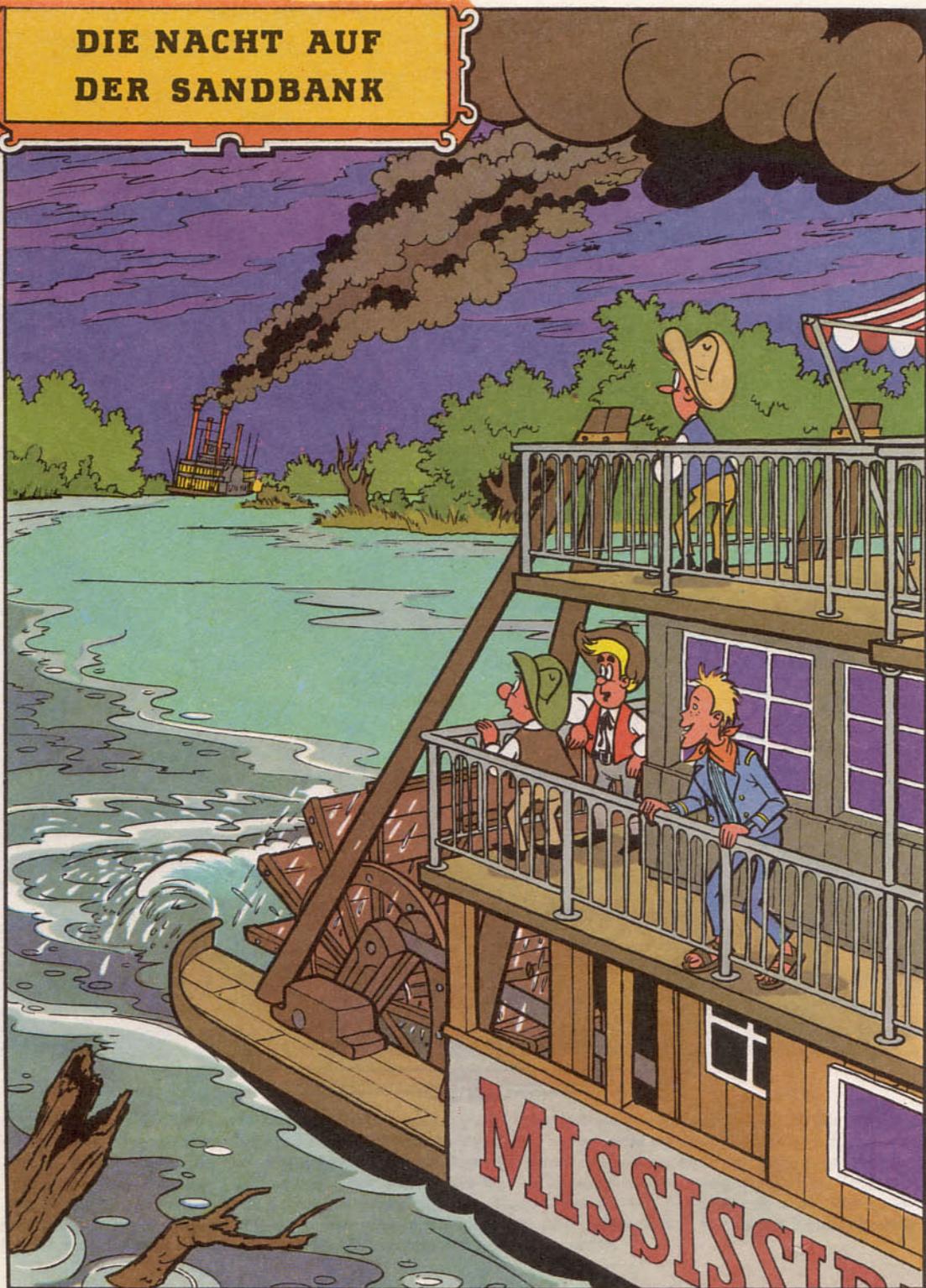
MOZAIK

VON
HANNES
Hegen



DIE NACHT AUF DER SANDBANK

DIE NACHT AUF DER SANDBANK



Das Rennen zwischen der ‚Mississippi-Queen‘ und der ‚Louisiana‘ schien bereits auf halbem Wege entschieden zu sein. „Nun sitzt also Baxters Luxusdampfer, der gut zwei Fuß Tiefgang mehr als wir hat, auf der Sandbank fest,

wo wir gerade noch drübergerutscht sind“, sagte Dig, als sich ihr Schiff schon wieder in sicherem Fahrwasser befand. „Der Lotse da drüben soll sich sein Lehrgeld wiedergeben lassen.“ – „Er muß geschlafen haben“, meinte Dag.



Die Digidags konnten nicht wissen, daß der unglückliche Mr. Turner keine Schuld hatte. „Das verdanken wir nur deinem nichtsnutzigen Papagei, Tante Victoria!“ rief Kapi-

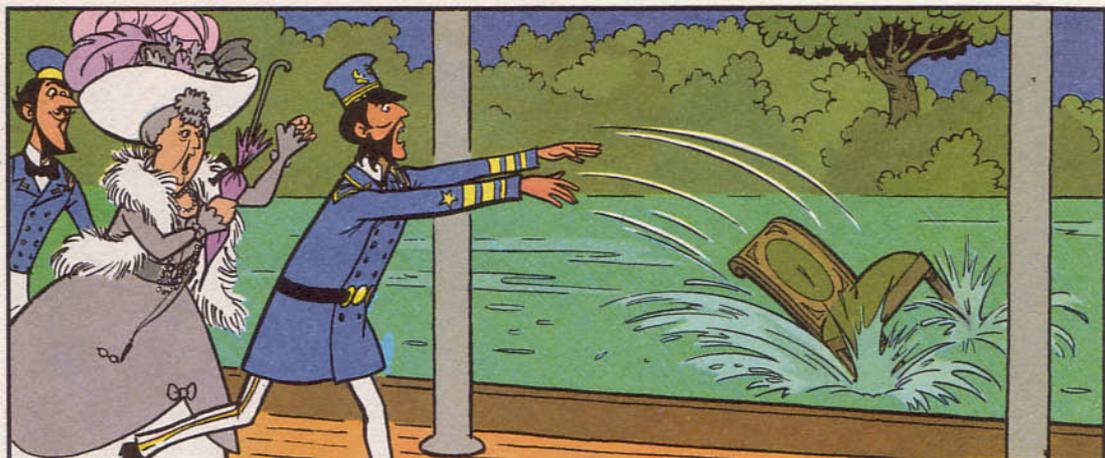
tän Baxter nun schon zum zwanzigsten Male. „Er hat die falsche Wassertiefe ausgerufen!“ – „Käptn Kidd hat doch nur Spaß gemacht“, verteidigte Mrs. Jefferson ihren Liebling.



Mr. Turner sprang auf. „Es lag nicht nur an Ihrem verdammten Vogel! Auch Sie haben mich ganz durcheinander gebracht! Sie wollten ja unbedingt das Kommando übernehmen!“ – „Das ist mein gutes Recht. Immerhin habe ich das Schiff bezahlt.“



„Und nun hast du dafür gesorgt, daß es keinen Pfefferling mehr wert ist!“ rief der Kapitän voller Wut. „Der Urwald wird es überwuchern, wilde Tiere werden in den Salons hausen! Wertloser Trödel ist das hier bloß noch!“



„Siehst du, was ich damit mache? Über Bord mit dem Zeug! Frag doch die Alligatoren, ob sie dir einen Cent dafür

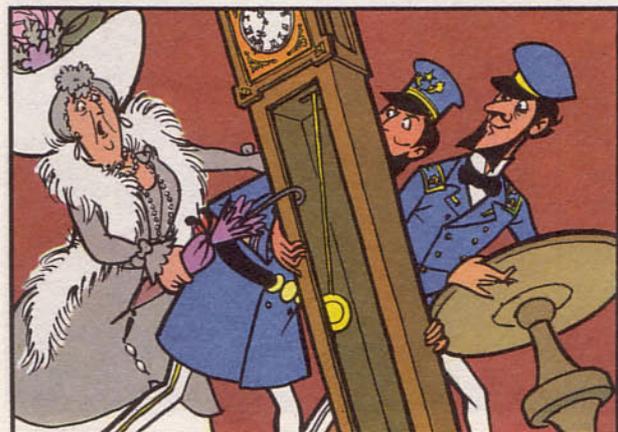
bieten! Oder geh zu den Bibern und Pumas, die sich hier einquartieren werden!“ – „Samuel, komm wieder zu dir!“



„Nein, machen Sie weiter, Kapitän!“ rief Mr. Turner. „Das ist die Idee! Wir müssen den Kahn restlos ausräumen. Dann werden wir wieder flott und können das Rennen fortsetzen.“



„Uff – diese Bronzefigur hier war doch ein ganz unnötiger Ballast. Und erst die fünfzehn Büsten der Präsidenten im Rauchsalon! Das ist eine schöne Fuhre Steine!“



„Du, Samuel, laß die Standuhr hier!“ – „Die ist sowieso unnützlich. Sie bleibt immer stehen, sobald das Schiff zu schaukeln anfängt. Mir haben deine Einrichtungswünsche gleich nicht gefallen.“



„Von nun an befehle ich wieder. Das Schiff wird geleichtert. Wir müssen alles tun, um das Rennen doch noch zu gewinnen, sonst sind wir ruiniert.“



„Das Banjo bleibt auf seinem Ehrenplatz unter dem Bildnis meines lieben Joshua. Noch höre ich die Lieder,

mit denen er um mich warb. – ‚Oh, Shenandoah‘, ‚Sacramento‘ oder ‚Clementine‘! Aber was wissen denn die hier davon!“



„Untersteht euch noch einmal das Banjo anzurühren, dann setzt es was mit dem Schirm!“ – „Vorsicht, Madam, aus dem

Weg! – Au, sieh dich doch vor, Hank! Wer hat gesagt, hart Backbord das Klavier, he? Nun hab‘ ich ‘ne Havarie am Zeh!“



Abgesehen von solchen kleinen Pannen lief die Räumungsaktion ziemlich reibungslos ab. Der Colonel war recht zufrieden. Er hatte im Damensalon dreizehn Jahrgänge des

Almanachs für höhere Töchter' entdeckt und sie eigenhändig den Fluten übergeben, als Lesestoff für die Schildkröten, wie er bemerkte. Solch albernes Zeug war ihm zuwider.



Tante Victoria dagegen versuchte zu retten, was zu retten war, jedoch ohne Erfolg. Selbst ihr Banjo flog nun auch über Bord. „Halt, ich habe doch verboten, es anzurühren!“



„Diese rücksichtslosen Rauhbeine, diese Vandalen! Es ist unerhört, was die sich mit mir erlauben! Pluto, mein Hundchen, hol das Banjo zurück!“



„Da – ja, da schwimmt es! Ach, nicht doch, das ist ja das Roulette aus dem Spielsalon – weiter, noch weiter – aber

Pluto, kannst du denn ein Banjo nicht mehr von einer Suppenkelle unterscheiden? – Ah, endlich hat er es begriffen!“



„Brav, Pluto! Ein Glück, daß ein Banjo keine Löcher hat! Eine Trompete wäre gleich vollgelaufen und untergegangen.“



„Dafür gibt's eine schöne Wurst, mein Pluto! Den Proviant werden diese Narren wohl nicht angerührt haben.“



„Halt, wohin mit der Palme, Kapitän? Pflanzen, Bücher und Geschirr nach Backbord. An Steuerbord nur Möbel, Bilder

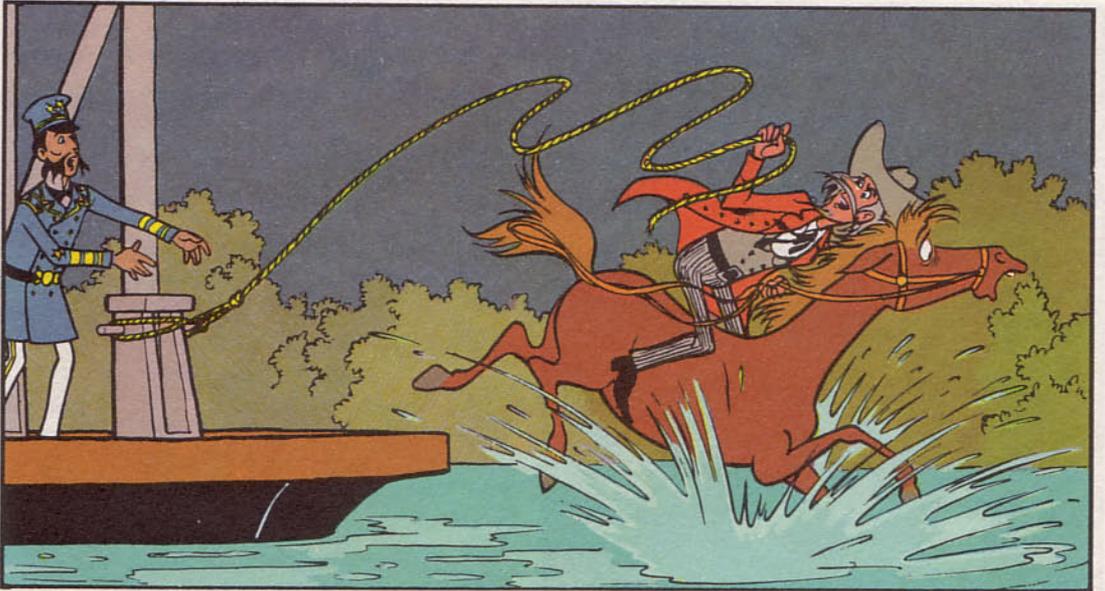
und Lampen. Sie bringen mir sonst alles durcheinander. Ich brauche einen Überblick.“ – „Was soll der Unsinn, Colonel?“



„Unsinn sagen Sie zu meiner Planung?“ – „Was denn sonst! Nehmen Sie sich lieber was Vernünftiges vor!“

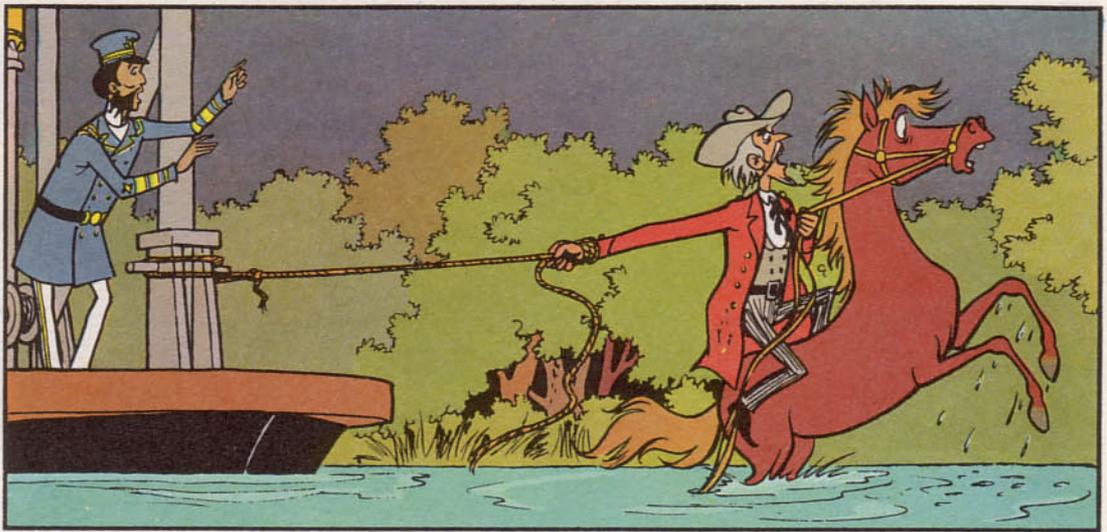


„Gut, ich werde sehen, ob wir den Kahn nicht schon flott kriegen. Leicht genug müßte er ja mittlerweile geworden sein.“



„Aber Colonel, was soll denn das nun schon wieder! Sie wollen doch nicht etwa der ‚Mississippi-Queen‘ nachrei-

ten?“ – „Na, das wäre wirklich ein dummer Einfall! Dazu brauchte ich doch ein Flußpferd! Nein, passen Sie nur auf!“



„Ich mache es wie damals im Seminolenfeldzug. Da haben unsere Dragonerperde ein Floß mit drei Kanonen den Suwa-

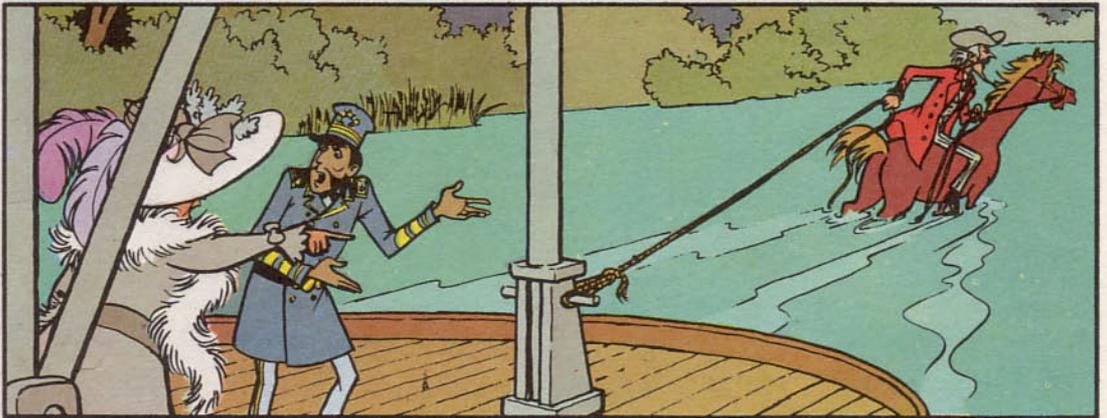
nee River entlang geschleppt.“ – „Aber Colonel! Die ‚Louisiana‘ läßt sich doch nicht mit einem Floß vergleichen!“



„Nehmen Sie doch Vernunft an! Es ist zwecklos, was Sie da machen!“

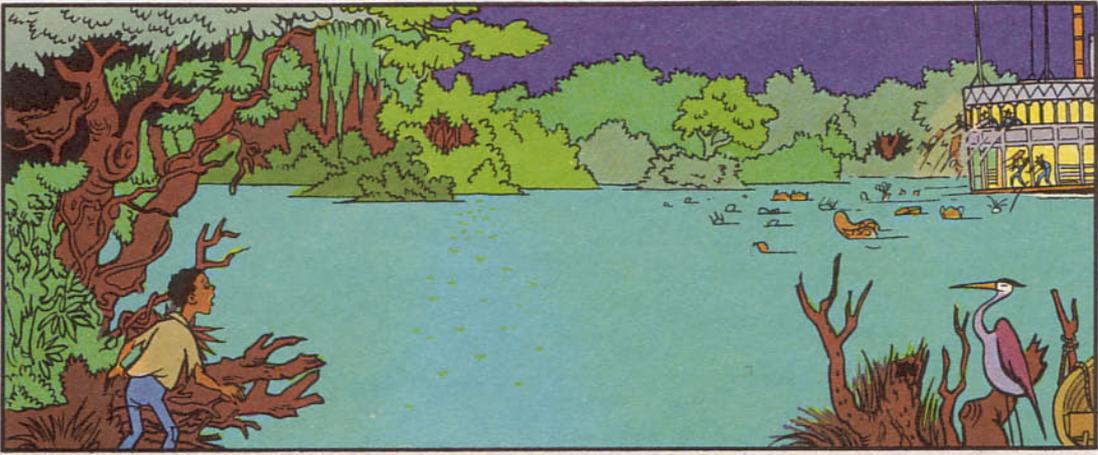


„Sagen Sie das nicht! Ich glaube, der Kahn bewegt sich schon! Hätten wir für alle Fälle ein Dutzend Pferde mitgenommen, dann kämen wir jetzt schon klar.“



„Was macht der denn da, Samuel? Sind hier alle übergeschnappt?“ – „Ach, Tante, du weißt ja, wie diese alten

Kavalleristen sind. Von der Technik halten sie nichts und glauben, es ließe sich alles mit Pferden machen.“



Die Vorgänge auf der Sandbank waren nicht unbemerkt geblieben. Schon eine ganze Weile spähte jemand starr vor Verwunderung zu dem rätselhaften Schiff hinüber, das eine große Bescherung für die Bewohner des Flusses zu ver-

anstalten schien. Der Negerjunge Ben riß sich von dem seltenen Anblick los. Das mußten auch die anderen Sklaven sehen, die wie er einem Reispflanzer gehörten. Sie ruhten sich in ihren Hütten von einem harten Arbeitstag aus.





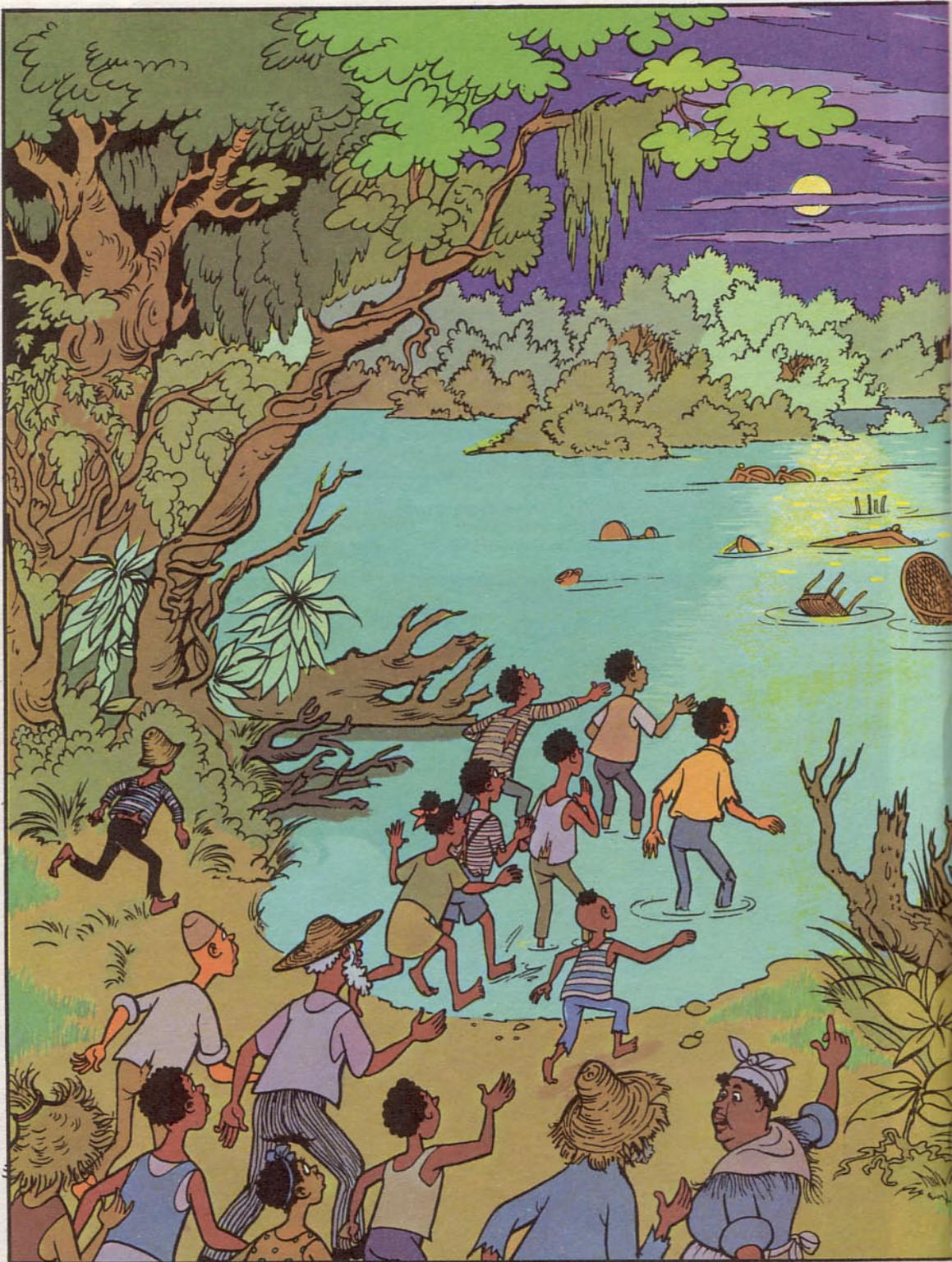
Mit der Ruhe war es sofort vorbei, als Ben mit seiner Neugier in die erste beste Familienrunde hineinplatzte. „Kommt alle mit! Draußen auf dem Wasser – ein großes

Schiff! Und ringsherum schwimmen Stühle, Tische, Schränke! Und immer mehr kommt dazu! Lauter schöne Sachen, die wir gebrauchen können! Los, kommt!“ Alle sprangen auf . . .



. . . und stürzten ins Freie. Im Nu war das ganze Dorf auf den Beinen. „Wenn ich nicht nach meinen Reusen gesehen hätte, wäre uns viel entgangen“, keuchte Ben auf dem Wege

zum Fluß. „Bis morgen früh wäre das meiste schon aus diesem Nebenarm in den Hauptstrom getrieben. – Da, seht nur! Wenn wir flink sind, können wir das alles noch bergen.“



„Sie sitzen auf der Sandbank fest und versuchen wieder loszukommen. Das ist des Rätsels Lösung!“ rief der alte Ted. „Aber wie ein so großes Schiff sich hierher verirren kann, begreife ich nicht.“ – „Wozu zerbrichst du dir darüber

den Kopf, Alter“, wies ihn seine Frau zurecht. „Los, angle dir lieber den Schaukelstuhl, der da schwimmt. Du weißt doch, daß ich schon lange von so etwas träume.“ Auf ähnliche Weise erfüllten sich zahlreiche lange und



vergeblich gehegte Wünsche. Der eine bekam endlich ein vernünftiges Bettgestell, der andere eine Truhe für seine Siebensachen, und der nächste freute sich über den Schrank, aus dem er sich einen großartigen Stall für seine Meer-

schweinchen bauen wollte. „So feine Sachen stehen noch nicht einmal im Herrenhaus“, bemerkte einer. „Der Boß wird ganz schön neidisch sein.“ Alle lachten. „Der auf uns neidisch! Aber was will er? Strandgut gehört allen!“



Das Auffischen des Strandgutes bereitete weiter keine Schwierigkeiten, denn es waren genügend Kähne vorhanden und der Vollmond schien hell. Die Strömung in dem Bayou

war nicht allzu stark, so daß man sich in aller Ruhe das aussuchen konnte, was einem am besten gefiel. Einige tauchten sogar und holten versunkene Metallgegenstände herauf.





Es dauerte nicht lange, dann waren die Kähne voll beladen. „Wir laden jetzt ab und fahren wieder hinaus. Macht ihr es

auch so?“ – „Klar, Billy. Es fliegt ja immer noch was über Bord. Das Schiff scheint noch lange nicht leer zu sein.“



So war es auch. Gerade als sich Ben der ‚Louisiana‘ näherte, segelte Mrs. Jeffersons Banjo zum drittenmal über die

Relling. Der auf Gründlichkeit bedachte Colonel hatte persönlich die erneute Entfernung des Instruments angeordnet.



Geistesgegenwärtig riß Ben die Arme hoch und fing es auf. „Ein Banjo! Nein, so was! Da bin ich platt!“



„Ein Banjo ist genau das, was ich mir schon immer gewünscht habe. Aber wir hatten niemals einen Cent für so etwas übrig.“



Inzwischen wurde das Strandgut an Land geschafft. Das gab ein Hallo beim Bewundern und Abschätzen der einzelnen

Sachen. „Sieh nur diesen Stuhl, Jim!“ – „Hab' auch so einen, Tom! Ist unter Brüdern bestimmt zehn Dollar wert!“



Dieses laute Treiben hörte der Plantagenaufseher Mr. Robber, der noch zu später Stunde seine Tagesabrechnungen

schrieb. „Was hat denn dieses verdammte Sklavenvolk nur? Es hat doch um diese Zeit längst auf dem Stroh zu liegen!“



„Da soll doch das Donnerwetter dreinschlagen! Halt, bleibt mal stehen, ihr schwarzen Diebe! Habt ihr etwa das Herren-

haus ausgeplündert?“ – „Wir sind keine Diebe, Mr. Robber! Das ist Strandgut! Wir haben es aus dem Fluß gefischt!“



„Und ihr denkt, ihr könntet euch das so ohne weiteres aneignen? Nichts behaltet ihr! Alles gehört dem Herrn!“ –

„Aber wieso denn? Wenn wir die Sachen nicht aufgefischt hätten, wären sie auf den Mississippi hinaus getrieben!“



„Aber ihr habt sie nun mal aufgefischt. Und da ihr der Herrschaft gehört, sind auch diese Sachen das Eigentum

der Herrschaft. Habt ihr das begriffen, ihr Wollköpfe?“ – „Mr. Robber, wir sind arm und der Herr ist reich ...“



„Jaja, immer wieder das alte Lied! Das kenne ich schon auswendig. Gebt jetzt die Sachen freiwillig her, oder ich lasse die Hunde los. Wird's bald?“



„Ich jage sie in ihre Hütten, damit ich mir die besten Möbel aussuchen kann.“



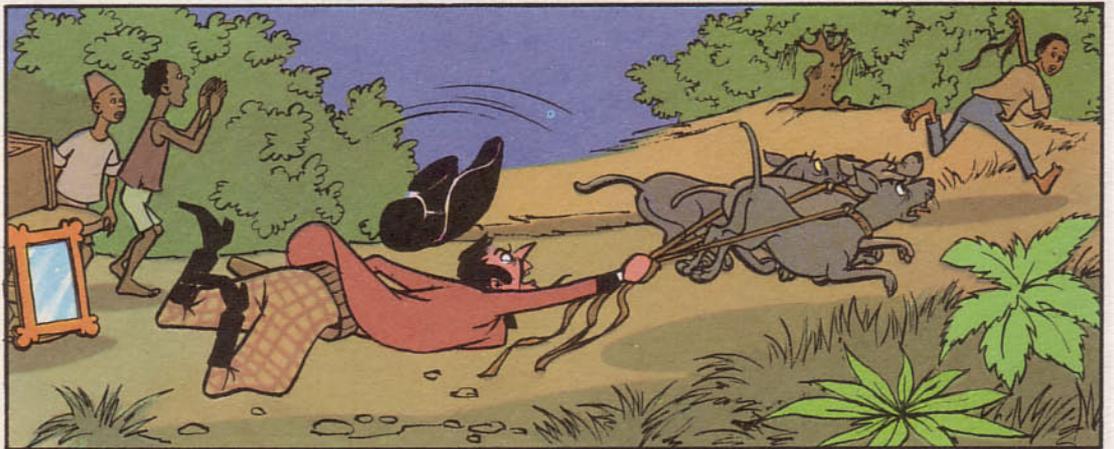
„Na also, warum denn nicht gleich so! Wer sein Zeug abgegeben hat, verschwindet sofort und legt sich aufs Ohr.“

Auch du bist gemeint, Ben! Was hast du denn da? Ein Banjo? Gib es her!“ – „Aber warum. Mr. Robber? Ich habe ...“



„Was hast du? Nichts hast du! Du denkst wohl, du könntest von nun an faulenz und mir mit deiner Klimpererei auf die

Nerven fallen? Daraus wird nichts!“ – „Was kann ich dafür, daß Sie so unmusikalisch sind? Ich behalte das Banjo!“



„Verdammt, so eine Frechheit! Aber warte nur, meine Hunde werden dich schon fassen, Bürschen!“ – „Ben, mach dich

nicht unglücklich! Laß ihm doch das Banjo!“ – „Kommt nicht in Frage! Ich habe dies Leben hier satt! Ich verschwinde!“



„So ein Schuft, dieser Robber! Noch nicht einmal das Banjo gönnt er mir! Hetzt seine Bestien auf mich, um es mir ab-

zujagen! Aber sie kriegen mich nicht – einen kleinen Vorsprung habe ich noch – das Ufer ist nicht mehr weit ...“



„Geschafft! Mit meinem schnellen Kanu werde ich der Meute schon entwischen! – Ja, immer hinein ins Wasser, kommt

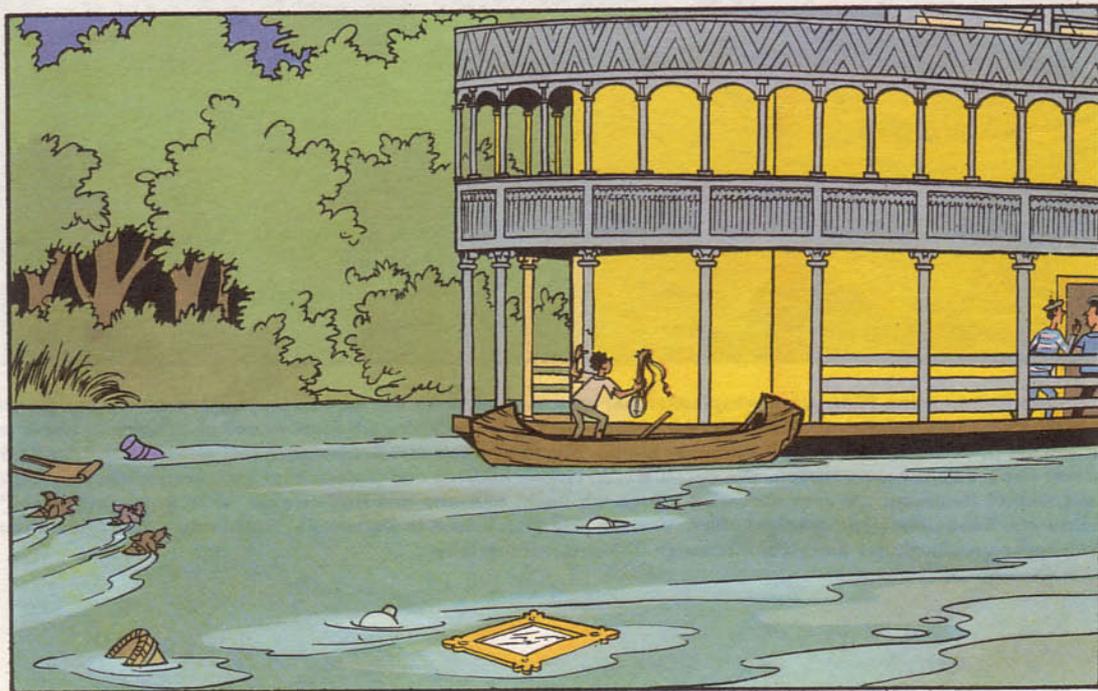
nur! Hoffentlich werden ein paar Alligatoren auf euch aufmerksam! Ich würde ihnen diese fetten Happen gönnen!“





„Das Schiff da drüben macht Dampf auf – es sieht so aus, als ob es freigekommen wäre – ich werde darauf zuhalten!

Wenn es mir gelingt, mich an Bord zu verstecken, kann mir Robber mit seinen Kläffern den Buckel 'runterrutschen!'“



Als Ben am Heck der ‚Louisiana‘ anlegte, hörte er einen Matrosen zum anderen sagen: „So, das hätten wir. Der Kahn

hat wieder genügend Wasser unter dem Kiel. Gleich geht's mit Volldampf weiter.“ Mit einem Satz war Ben an Bord.



Kaum hatten seine Füße die Decksplanken berührt, da erzitterte der Schiffsrumpf unter dem Rumoren der Maschine, die mächtigen Schaufelräder hieben auf das Wasser ein, ein Ruck — und noch einer — und dann schoß die ‚Louisiana‘ ins tiefere Fahrwasser hinein. Fluchend blieb Mr. Robber, der mit seinem Kahn das Schiff schon fast erreicht hatte, zurück. Die enttäuschten Hunde kläfften und jaulten zum Steinerweichen. Ben lachte und winkte ihnen zu. „Warte nur, dich kriege ich noch! Himmel und Hölle werde ich in Bewegung setzen!“ tobte Mr. Robber in ohnmächtiger Wut. Vorerst war Ben jedoch in Sicherheit. Als blindem Passagier war es ihm sogar vergönnt, das Ende des seltsamen Rennens mitzuerleben.